

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

No. 7.

Düsseldorf 17. Februar

1912.



Holländische Fischerfrauen von der Zuidersee, mit Fischen, die geräuchert werden sollen.

Majestät Pflicht.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

6. Fortsetzung.

Soheit, das wird schwer sein. In ein Justizverfahren kann ich nicht ohne weiteres eingreifen, und wenn ich irgend einen Schritt unternähme, müßte ich doch erklären, wer mich dazu beauftragt hat.“

„Freilich, das müßten Sie,“ sagte der Erbprinz, erhob sich und ging mit großen Schritten auf und ab.

„Wenn Hoheit gestatten,“ fuhr der Gesandte fort, „ich wüßte vielleicht einen Ausweg.“

Günter blieb stehen und sah den Grafen erwartungsvoll an.

„Nun?“ rief er.

„Hoheit müßten vielleicht die Baroness Drachenthal veranlassen, beim Fürsten Ernst um die Einstellung des Verfahrens gegen ihren Bräutigam zu bitten.“

„Die Baroness Drachenthal? Hat denn die Baroness Beziehungen zum Batinghausens Hofe?“

„Die Baroness ist die intimste Freundin Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Adelaide von Batinghausen.“

Günter zuckte zusammen. Er starrte den Gesandten wie entgeistert an. Was er eben zu hören bekommen hatte, verwirrte ihn so, daß er für ein paar Sekunden ganz fassungslos war. Lieselotte die intimste Freundin der Prinzessin Adelaide, die ihn gewiß haßte und verabscheute, weil er sie ver schmäh t hatte!

Wie lange würde es dauern und Lieselotte würde herausbekommen haben, wer er sei, und dann würde sie auf keinen Fall mehr ihre Verlobung auflösen, ihrer Freundin zuliebe nicht. Denn so leicht ihr die Wahl zwischen ihm und Beerensens vielleicht fiel, die zwischen ihm und der Freundin könnte nur zu seinen Ungunsten ausfallen.

„Wissen Sie bestimmt, daß die Baroness mit Prinzessin Adelaide befreundet ist?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

„Aber, Hoheit, das kann Ihnen hier und in Batinghausen jeder aus der Gesellschaft bestätigen.“

„Hm! Dann wäre es wirklich das Beste, die Baroness zu einer Intervention zu veranlassen. Würden Sie das übernehmen, Erzellenz?“

Der Graf verneigte sich und fragte dann: „Darf ich dabei erwähnen, daß Eure Hoheit mich beauftragten?“

„Am Gottes willen, Erzellenz, nur das nicht! Die Baroness weiß nichts anderes, als daß ich ein Doktor Hans Günter bin. Ich habe meine Gründe, in der Drachenthalschen Familie ganz infognito zu verkehren, wie überhaupt auf meiner Reise. Ich bitte Sie ausdrücklich, mein Infognito gegen jedermann zu wahren. Kein Mensch hier ahnt, wer ich bin und so soll es auch bleiben. Nicht wahr, Erzellenz?“

„Wie Eure Hoheit befehlen!“

„Sagen Sie nur, wenn Sie zur Baroness kommen, daß Sie durch Zufall von der Einleitung des Strafverfahrens gegen Herrn Beerensens gehört hätten, und erteilen Sie ihr quasi aus sich selbst heraus den Rat, zu intervenieren!“

„Ich werde so handeln, wie es Eure Hoheit wünschen.“

„Wollen Sie mir dann, bitte, morgen früh Bericht erstatten? Hotel Continental. Dr. Hans Günter!“

Der Gesandte verbeugte sich, und der Erbprinz reichte ihm die Hand.

„Somit hätte ich alles getan, was ich für Beerensens tun kann,“ sagte er dabei, „und an Ihnen ist es, das Weitere zu tun.“

„Meine Mission ist nicht schwer, aber die Baroness Drachenthal wird Mühe haben, etwas zu erreichen, denn Fürst Ernst soll wirklich auf das äußerste empört sein, zudem er sich schon seit einer Woche in der schlechtesten Laune befindet.“

Günter lächelte.

„Ja. Ich bin die Ursache dieser schlechten Laune. Aber ich kann's nicht ändern. Man konnte mich nicht zwingen, eine Dame zu heiraten, die ich nicht liebe.“

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

Der Gesandte horchte auf. Vielleicht gelang es ihm, noch mehr über die Sache zu erfahren, dann könnte er sich durch einen Bericht darüber in ein vorzügliches Licht setzen.

„Hoheit haben nie die Prinzessin Adelaide gesehen?“ wagte er im Verfolge seiner Gedanken zu fragen.

Der Erbprinz ließ die Hand des Gesandten los, die er bis dahin noch immer festgehalten hatte, und erwiderte ziemlich ungnädig: „Nein. — Ich trug kein Verlangen danach. Jetzt aber will ich Sie nicht länger Ihrer Zeit berauben, Erzellenz.“

Er verneigte sich kurz und wandte sich zum Gehen. Der Gesandte, ein wenig aus der Fassung gebracht durch die brüste Verabschiedung, eilte zur Tür, um sie zu öffnen, dann blieb er mit einer tiefen Verneigung daneben stehen. Der Erbprinz nickte noch einmal mit dem Kopfe, schloß den Hut auf, den ihm ein Lakai überreichte, und ging.

Graf Weesenburg verweilte noch ein paar Sekunden lang auf der gleichen Stelle und starrte mit finsternen Blicken auf die Tür, durch die der Erbprinz gegangen war. Dann aber hellte sich sein Gesicht auf und ein diabolisches Lächeln huschte darüber.

Und während er sich nun zu seinem Arbeitszimmer begab, rieb er sich schmunzelnd die Hände.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, legte einen großen Bogen Papier, auf dem sich oben in der linken Ecke das Geroldingensche Wappen befand, vor sich hin, und ergriff die Feder, um zu schreiben.

Aber nachdem er die Überschrift: „Vertraulicher Bericht des Herzoglich Geroldingenschen Gesandten zu München in Sachen: Reise Sr. Hoheit des Erbprinzen Günter“ niedergeschrieben hatte, legte er sich bequem in seinen Stuhl zurück und dachte nach.

Er war vom Minister des herzoglichen Hauses aufgefordert worden, den Erbprinzen in München unauffällig zu beobachten, und er hatte bisher diesen Auftrag wie ein Detektiv ausgeführt. Von der Minute an, in welcher der Erbprinz Günter den Zug verlassen, der ihn nach München gebracht hatte, war eine Vertrauensperson des Gesandten hinter Günter her gewesen, und alles, was Günter getan hatte, war dem Grafen treulich berichtet worden. Nur die Fahrt nach Prien hatte er selbst unternommen, dafür konnte er keinen Helfer gebrauchen, weil er fürchtete, daß in einem so kleinen Neste ein Beobachter dem Prinzen vielleicht auffallen könnte.

Kein Zweifel, das Eintreten des Prinzen galt nicht dem Maler, sondern der Baroness Drachenthal. Nur um ihr einen Gefallen zu erweisen, geschah es, denn sie würde, wenn es zur Anlage gegen ihren Bräutigam käme, sehr darunter zu leiden haben, und davor wollte sie der Erbprinz sicherlich bewahren.

Und nun sollte er die Baroness auffuchen und ihr den Rat erteilen, beim Fürsten Ernst für Beerensens ein gutes Wort einzulegen.

War es denn sicher, daß sich die Baroness von ihm sprechen ließ?

Eine telephonische Anfrage würde ihn darüber unterrichten können, und so verlangte er sofort eine telephonische Verbindung mit dem General Drachenthal. Ein Diener des Generals kam an den Apparat, und durch ihn ließ er die Baroness, falls sie daheim wäre, ans Telephon bitten. Lieselotte kam.

„Hier Graf Weesenburg,“ sprach der Gesandte in den Apparat. „Verzeihung, gnädigste Baroness, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie telephonisch zu sprechen. Ich möchte mit aber die Anfrage erlauben, ob es möglich wäre, Ihnen etwas allein mitzuteilen, ich meine ohne Zeugen, etwas, das Sie lebhaft interessieren dürfte.“

„Um was handelt es sich denn, Erzellenz?“ tönte es durch das Telephon zurück.

„Es betrifft Ihren Herrn Bräutigam.“

„Herrn Beerensens? Was ist es denn?“

„Mehr kann ich nicht durch den Fernsprecher sagen. Dürfte ich Sie vielleicht in einer Stunde besuchen?“



Bau von Schützengräben und Unterständen im Hochgebirge.

„Das wird nicht gehen. Meine Eltern würden darüber sehr erstaunt sein und mir Vorwürfe machen. Ist es denn so wichtig, Erzellenz?“
 „Könnte es durch des Telephon zurüd.“

„Außerordentlich.“

„Können Sie es mir nicht schreiben?“

„Unmöglich. Aber wenn Baronesse heute nachmittag noch in die Stadt gingen? Könnte ich Sie da nicht irgendwo treffen?“

„Ich muß zur Bahn, eine Freundin vom Zuge abholen. Kommen Sie also um sechs Uhr in den Wartesaal erster Klasse!“

„Ich danke Ihnen, gnädigste Baronesse, ich werde pünktlich zur Stelle sein.“

„Adieu, Erzellenz.“

„Adieu, Baronesse.“

Die Telephonglocke schrillte, und der Graf legte das Hörrohr auf die Metallbügel des Tischapparates. Dann sah er auf die Uhr. Noch anderthalb Stunden hatte er Zeit, da wollte er nicht erst mit seinem Bericht beginnen, und er legte deshalb den Kanzleibogen mit dem prächtigen Wappen in einen der Schreibtischkästen und schloß ihn zu. Gerade als er damit fertig war klopfte es an die Tür, und auf das lautgerufene „Herein“ des Grafen trat ein Diener ein und überreichte ihm eine Besuchsarte. Graf Weesenburg warf einen Blick darauf, las „Irma Helmstedt“ und machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe, wobei sich seine Augenbrauen zusammenzogen. Dann sah er den Diener blitschnell an, aber der verzog keine Miene. In tadelloser Haltung stand er da und nichts verriet, daß er sich über den Besuch der Gräfin Weesenburg, die ja einstmals auch seine Gebieterin gewesen war, Gedanken machte.

„Ich lasse bitten,“ sagte der Graf, und der Lakai verließ das Zimmer. Gleich darauf führte er Irma Helmstedt herein.

Graf Weesenburg erhob sich und verneigte sich kurz, ohne den Schreibstisch zu verlassen.

Irma Helmstedt nickte nur ein wenig mit dem Kopfe und sagte: „Sie werden erstaunt darüber sein, daß ich hierher komme.“

„Allerdings, nachdem du — nachdem die Scheidungslage schwebt, nimmt es mich wunder, Sie hier zu sehen. Es werden wohl besondere Gründe sein, die Sie herzuführen. Um was handelt es sich?“ Er sprach kalt und rauh. Jedes Wort war wie ein Dolchstoß.

„Sie haben den Intendanten bewogen — mit welchem Rechte ist mir nicht bekannt — mich vorerst nicht auftreten zu lassen?“ fragte Irma.

„Ganz richtig, das habe ich getan. Mit dem Rechte, das mir als Gatte zusteht, denn noch sind wir ja nicht geschieden. Nicht wahr?“

Irma zuckte ein wenig zusammen. Sie wollte aufstehen, doch sie zwang sich, ruhig zu bleiben, und mit leiser Stimme sagte sie: „Ich kam nur, um Sie zu bitten, meinem Auftreten nicht länger hinderlich zu sein. Und Sie können sich wohl denken, daß es mir sehr schwer gefallen ist, mich als Bittende zu Ihnen zu begeben.“

„Ich bedauere. Ich war es meiner Stellung und meinem Namen schuldig, so zu handeln, wie es geschehen ist, und ich kann daran nichts ändern. Wenn das Gericht uns geschieden haben wird, woran ich ja nicht zweifelte, da Sie seit mehr als einem Jahre sich geweigert haben, die eheliche Gemeinschaft wieder herzustellen, und da Sie trotz meinem Verbote in Nürnberg und Regensburg öffentlich aufgetreten sind, dann möge auch auf der hiesigen Bühne Ihre Stimme ertönen, und dann können Sie sich als Theaterprinzessin im Reiche der Schminke von Ihren Kollegen huldigen lassen.“

„Beleidigen Sie mich nicht,“ rief Irma erregt, „und beleidigen Sie nicht die Künstler, die ich mit Stolz Kollegen nenne. Sie haben nie in Ihrem Leben etwas für die Kunst übrig gehabt, und deshalb klappte auch der tiefe Abgrund zwischen uns. Sie waren stets ein Feind aller Ideale, und Sie haben versucht, auch in mir das Gute und Schöne zu zerstören, was mich begeisterte und glücklich machte, meine Liebe zur Kunst.“

„Erlauben Sie!“ rief Weesenburg.

„Zawohl, das taten Sie!“ fuhr Irma Helmstedt unbeirrt fort. „Und da ich es entschlich fand, nur als schön angezogene Puppe behandelt zu werden, da ich es für meiner unwürdig hielt, bei den Gesellschaften, die Sie gaben, oder zu denen Sie mich führten, lediglich zur Schau gestellt zu werden, da ich keinen Geschmack daran fand, jedes

Geschwäh anzuhören und nichtsagende Phrasen zu gebrauchen, da ich mich nicht mit Tratsch und Klatsch befassen konnte und zum Ausspionieren und Intriguieren kein Talent zeigte — wagten Sie es, mich eines Tages dumm und unmöglich zu nennen, Herr Graf! Und das bestimmte mich, dem Leben an Ihrer Seite zu entsagen und mich ganz der Kunst zu widmen. Ich habe es nicht eine Minute lang bereut. Je mehr ich Fortschritte machte, desto freier wurde meine Seele, desto glücklicher wurde ich. Jeder Mensch hat eine Mission auf Erden zu erfüllen, Graf Weesenburg; die meine ist es, der Kunst zu dienen. Warum wollen Sie mich daran hindern?“

Graf Weesenburg hatte ihre Rede angehört, ohne die geringste Bewegung zu machen.

Als sie nun schwieg, sah er sie groß an, mit einem kalten, stahlharten Blick, und dann fragte er sarkastisch: „Sonst wünschen Sie nichts von mir?“

„Eine Antwort will ich, eine Erklärung darüber, warum Sie mich daran hindern, meine Kunst auszuüben, jetzt, wo wir getrennt voneinander leben, und ich Ihren Namen nicht mehr führe.“

Der Gesandte zuckte die Achseln.

Dann sprach er: „Ich bedauere sehr, daß Sie kein Verständnis für das haben, was man Standespflichten nennt. Solche nur hatten Sie als meine Gattin zu erfüllen. Mehr verlangte ich nicht von Ihnen.“

„Sie haben nie nach meiner Seele geschürft, Graf Weesenburg,“ rief Irma, „und daraus erkannte ich, daß Sie mich auch nie verstehen wollten. Als Sie mich um meine Hand baten, erklärten Sie mir, daß Sie mich liebten; ich war ehrlich genug, Ihnen zu antworten, daß ich keine Liebe für Sie empfände, aber trotzdem Ihre Frau werden wollte, meiner Eltern wegen, die sonst ins Elend geraten wären. Ich glaubte nicht, daß unsere Ehe so bald zerstört werden könnte, weil ich den Mut und den festen Willen hatte, uns beiden ein Glück aufzubauen, ein Glück, das errichtet werden sollte auf guter Kameradschaft, auf Seelenharmonie, auf gemeinsamen Interessen und auf frohem Zusammenarbeiten. Ich wurde in meinem Glauben schon bald nach der Hochzeit irre, als ich sehen mußte, wie oberflächlich Sie waren, und wie Sie sich gar keine Mühe gaben, mich gründlich zu verstehen. Und als ich das erkannte, erwachte der Gedanke in mir, mich von Ihnen zu trennen und ganz der Kunst zu leben, und aus dem Gedanken ward die Tat. In dem ich Sie verließ, zertrümmerte ich unsere Ehe, aber ich tat das erst, nachdem die Ehe mich zertrümmert hatte.“

„Alles das, was Sie mir eben sagten, habe ich schon in dem Schriftsatz Ihres Rechtsanwaltes gelesen, der mir vom Gericht zugestellt wurde,“ erwiderte der Graf mit einem häßlichen, sarkastischen Lächeln um den Mund, „und ich werde Ihnen auf gleichem Wege antworten, denn jetzt muß ich Ihnen zu meinem Bedauern erklären, daß ich fortzugehen gezwungen bin und zwar in einer dienstlichen Angelegenheit, welche die größte Pünktlichkeit erfordert.“

Irma biß die Zähne aufeinander, um nicht vor Zorn und Wut laut aufzuschreien. Seine kalten, seelenlosen Blicke verrieten zudem seine Herzlosigkeit und zeigten, daß er hartnäckig darauf bestehen bleiben wollte, ihre Bitte abzuschlagen. Und sie wußte, daß der Intendant sie nur mit der Erlaubnis des Grafen auftreten lassen würde, denn Weesenburg war gefürchtet und man vermied es, sich mit ihm zu verfeinden. Irma hatte sich noch einen Trumpf aufgehoben, den sie zunächst nicht hatte auspielen wollen, jetzt aber schleuderte sie ihn dem Grafen hin, indem sie rief:

„Es bleibt mir also nichts anderes übrig, als die Scheidung zu beschleunigen, und das dürfte mir gelingen, weil ich Widerklage gegen Sie erhoben habe.“

„Sehr interessant!“ sagte Weesenburg höhnisch, und er fügte, sich ein wenig verneigend, die Frage hinzu: „Wahrscheinlich wegen schlechter Behandlung?“

„Die von mir benannte Zeugin Ida Colani, Soubrette aus Wien, zurzeit in Wien am Chiemsee, wird vor Gericht eine Antwort auf Ihre Frage geben. Ich nicht.“ Damit drehte sie sich um und verließ das Zimmer.

Weesenburg starrte ihr entsetzt nach.

„Verdammt,“ murmelte er dann, „wer hat denn da den Veräter gespielt? Das ist mir sehr unangenehm. Das gibt einen Skandal

erster Güte, und in Battinghausen liebt man solche Scherze nicht. Ich werde sofort vorbeugen müssen. Mein Anwalt muß den Prozeß so schnell als möglich zu Ende bringen, womöglich den Gegner veranlassen, seine Widerklage zurückzuziehen, und wenn ich dafür die Erlaubnis erteilen sollte, daß Irma hier auftritt. Eine verfluchte Geschichte, das!"

Und während er sich auf den Weg machte zum Rendezvous mit Lieselotte Drachenthal, sann er nur hin und her, auf welche Weise Irma von den so geheimgehaltenen Beziehungen zu Ada Colani Kenntnis erhalten haben konnte.

Im Wartesaal erster Klasse traf er die Baronesse, und mit kurzen Worten erklärte er ihr, weswegen er sie zu einer Unterredung gebeten hatte.

Auf Lieselotte schien seine Erzählung aber nur einen sehr geringen Eindruck zu machen, und als er ihr den Rat erteilte, beim Fürsten Ernst für Beerensens zu bitten, sagte sie: „Es wäre besser gewesen, Erzellenz, wenn Sie mit meinem Papa darüber gesprochen hätten, als mit mir. Papa kann in Battinghausen mehr ausrichten als ich.“

„Ich meinte, wenn Sie Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Abelaide ein paar Zeilen schreiben —“

„Nein. Ich nutze meine Freundschaften nie aus, Herr Graf,“ unterbrach ihn Lieselotte, „ich will auf keinen Fall als eigennützig erscheinen.“

„Dann wird das Verfahren gegen Herrn Beerensens seinen Fortgang nehmen.“

Lieselotte zudte die Achseln und entgegnete: „Es bleibt ja immer noch zweifelhaft, ob Walter auch verurteilt wird. Jetzt muß ich aber auf den Bahnsteig, der Zug, der meine Freundin bringt, läuft in wenigen Minuten ein. Sie entschuldigen mich, Herr Graf.“

Sie reichte ihm die Hand und verließ den Wartesaal.

Weesenburg wollte sich auf den Weg machen, aber plötzlich hemmte er seine Schritte. Ein Gedanke war in ihm aufgeblüht: „Ich könnte mir doch einmal die Freundin der Baronesse anschauen,“ überlegte er, „jetzt, da ich schon einmal hier bin.“

Und er machte kehrt, durchschritt den Wartesaal und trat in die weite Bahnhofshalle ein.

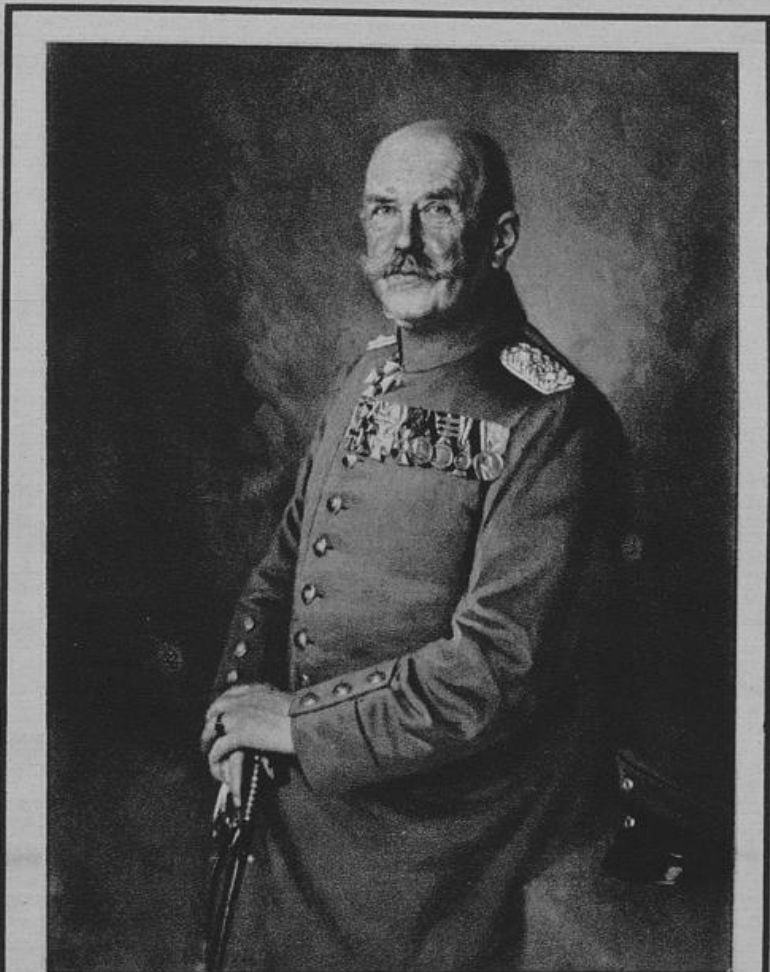
Seine Blicke suchten Lieselotte und entdeckten sie jenseits der Bahnsteigperrle, wo sie auf einen Zug wartete, der gerade einlief. Weesenburg verbarg sich hinter einem der mächtigen Pfeiler der Halle. Der Zug hielt. Die Reisenden stiegen aus. Weesenburg sah, wie Lieselotte den Zug entlang ging, dann plötzlich stehen blieb und winkte.

Gleich darauf umarmte sie eine elegant gekleidete junge Dame und schritt in lebhaftem Gespräch mit ihr dem Ausgang zu, während eine ältere Dame, die zu der Ankommenden zu gehören schien, hinter den beiden neben dem Träger mit dem Gepäck ging. Und mit einem Male riß der Graf die Augen weit auf und starrte mit erstaunten Blicken auf die Dame neben der Baronesse, die ihm schon auf zwanzig Schritte nahe war.

„Sappelot,“ murmelte er, „das ist ja Prinzessin Abelaide von Battinghausen! Wie gut, daß ich erwartet habe! Nun kann ich dem Erbprinzen mehr berichten als er verlangt hat. Das kommt mir wie gerufen.“ Und schmunzelnd verließ er durch das Südportal den Bahnhof.

Lieselotte, die Prinzessin Abelaide und deren Hofdame, Antonie von Diering, ein ältliches Fräulein, gingen zum Hauptportal. Die Prinzessin mußte auf Wunsch ihrer Eltern und vor allem auf Anordnung der Oberzeremonienmeisterin stets in Begleitung einer Hofdame sein, auch auf Reisen. Auf ihre kleinen Exkursionen nach München

nahm sie immer nur Fräulein von Diering mit, denn die verstand es am besten, die zum Kommen und Verschwinden geeignetsten Momente zu erraten, und sie besaß ferner die Kunst, nur das zu hören und zu sehen, was die Prinzessin gehört und gesehen haben wollte. Am Ausgang des Bahnhofs übergab Fräulein von Diering dem Portier des Hotels Bellevue das Gepäck und erklärte ihm, daß man zu Fuß in das Hotel kommen würde. Hierauf eilte sie der Prinzessin und Lieselotte mit trippelnden Schritten nach. Die beiden Freundinnen hatten sich nicht mehr um sie gekümmert und waren gegangen.



Oberst Herrlich, Düsseldorf †.

Nach einem Gemälde von Hugo Lehmann Düsseldorf.

Der Verstorbene gehörte 59 Jahre dem Heere an, er wurde 1859 Leutnant und erhielt 1892 den Charakter als Oberst. 1866 nahm er teil an den Schlachten bei Königgrätz und Gitschin, 1870/71 an den Einschließungen von Metz und Paris, sowie an den Schlachten von Gravelotte, Champigny, Salins und Les Planches. Zahlreiche Orden schmückten seine Brust. Zuletzt widmete er sich dem Kriegervereinswesen und der Ausbildung von Jungmannschaften, insbesondere dem freiwilligen Regiment Düsseldorf. Als Leiter des Bezirkskommandos 2. Düsseldorf, wirkte er noch bis zu seinem Tode im Dienste des Vaterlandes. — Oberst Herrlich ist 76 Jahre alt geworden.



Kinderheim des deutschen Hospitals zu Konstantinopel:
Deutsche Matrosen, Kaiserswerther deutsche Pflegerinnen und türkische Kinder.

Phot. Ver. Illust.-Gef.

„Wie gut von dir, daß du gleich gekommen bist,“ sagte Lieselotte zur Prinzessin Adelaide, als sie auf den weiten Bahnhofspiaz traten, „und wie schid du wieder aussiehst.“ Sie musterte die Prinzessin, die in der Tat reizend gekleidet war. Sie trug ein dunkelblaues Jadenkostüm aus feinstem Tuch, das mit Pelzwerk garniert war. Aber auch in weniger anmutiger Toilette wäre die Prinzessin durch ihr interessantes Gesicht, in dem ein Paar seelenvolle, große, graue Augen sofort den Blick auf sich zogen, jedem aufgefallen. Diese Augen standen in einem pitanten Kontrast zu ihrem brünetten Haar und dunklen Teint und verliehen dem Gesicht einen ganz eigenen, fesselnden Reiz. Hierzu kam noch, daß Prinzessin Adelaide eine wahrhaft aristokratische Figur und Haltung besaß, so daß der Gesamteindruck, den sie machte, ein wirklich bezaubernder war.

„Wie sollte ich nicht sogleich kommen, Liebs“, erwiderte die Prinzessin, „wenn es sich doch um eine Angelegenheit handeln soll, wie du schreibst, die für dich von größter Bedeutung ist. Aber auch ich habe dir von mir etwas Wichtiges zu erzählen. Ich habe darüber nicht schreiben wollen. Weißt du, es gibt nämlich Dinge, über die man nicht schreiben, sondern nur sprechen kann, weil das Schreiben darüber wie eine Feigheit aussieht, so, als fürchte man sich, die Worte, die man darüber zu sagen hat, laut zu hören.“

„Du machst mich neugierig, Adi. Um was handelt es sich denn?“

„Später sage ich dir alles. Laß uns erst im Hotel sein.“

Und als sie dann im Salon der Prinzessin, die sich auf den Rat Lieselottens als „Amalie Berger, Privatierin aus Gotha“, in das Fremdenbuch eingetragen, nachdem sich Fräulein von Piering zurückgezogen hatte, zusammen saßen, begann Lieselotte nicht etwa die Unterhaltung damit, daß sie von ihren Herzensangelegenheiten sprach, sondern mit der Frage: „Also — was hat sich ereignet, Adi? Erzähle!“

„Mein Gott!“ erwiderte die Prinzessin, während sie aus einer Reisetasche ein Portefeuille nahm und es vor sich hin auf den Tisch legte, an dem sie saßen. „Mein Gott! — Erzählen! Liebs, das ist nicht das richtige Wort dafür, denn so viel ist nicht zu sagen, daß man's Erzählung nennen könnte. Nur eine kurze Mitteilung im Depeschensstil: Man hat mir einen Korb gegeben, man hat verschmäht, mich zu heiraten, ohne Angabe von Gründen.“

Lieselotte richtete sich mit einem Ruck auf und starrte Adelaide an. „Dich verschmäht?“ rief sie. „Das ist ja undenkbar. Du willst einen Scherz machen, Adi!“

„Nein, nein. Ich bin zwar nicht sehr traurig über die ganze Geschichte, aber zum Scherzen darüber auch nicht aufgelegt, weil es mir immerhin recht unangenehm war, als man mir sagte, daß ich dankend abgelehnt worden wäre. Und mein Papa ist ganz untröstlich darüber. Er empfindet die Ablehnung wie eine schwere Beleidigung, aber er weiß nicht recht, wen er dafür paden soll, denn da meine Hand nicht angetragen wurde, sondern man bei Papa darum angehalten hatte, so ist es ihm nicht erklärlich, warum man sich nicht vorher bei dem Betreffenden, der mich heiraten sollte, erkundigt hat, ob er mich auch nehmen würde. Die Herren Diplomaten haben da halt wieder einmal auf eigene Faust gehandelt und in ihrer Annahme, daß Prinzen und Prinzessinnen immer so müssen, wie es das Staatsinteresse will, nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß es doch auch einmal anders sein könnte, als sie es sich in ihrer Weisheit ausgetüfelt hatten. Und so kam die Blamage auf der ganzen Linie, hier und dort Verstimmung, Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen und was vielleicht noch an lieblichen Erscheinungen nachfolgt. Wenn nur erst ein wenig Gras über die Geschichte gewachsen wäre, damit man keine mairischen Gesichter mehr sähe! Ich habe mich ja schon getröstet und denke, daß mein lebenswürdiger Korbspender gewichtige Gründe für sein Tun gehabt haben wird, denn nach allem, was ich von ihm weiß, ist er durchaus charaktervoll und von vornehmster Gesinnung. Ich bin überzeugt davon, daß er mich nicht ohne weiteres, sondern nach reiflichem Überlegen, vielleicht sogar nach schweren Kämpfen verschmäht hat, und das läßt mich auch nicht zornig über ihn sein oder ihn gar hassen oder verabscheuen. Du kennst mich ja, Liebs, ich bin immer gerecht und versehe mich bei der Beurteilung der Handlungsweise eines andern immer in dessen Lage, ich frage mich immer, wie würdest du in diesem Falle und an seiner Stelle gehandelt haben, und da gelange ich dann meistens zu recht milden Urteilen.“

„Und dennoch, Adi,“ erwiderte Lieselotte, „dich verschmähen, heißt wirklich eine große Dummheit begehen.“

Adelaide juckte die Achseln.

„Vielleicht heißt es aber auch, sehr klug sein. Denn ich bin ein ziemlich kompliziertes Geschöpf, und wenn ich Alltäglichkeiten wittere, werde ich verschnuupft. Man wußte das vielleicht und meinte, mir nicht gewachsen zu sein, oder man hatte keine Lust dazu, sich mit mir herumzuplagen und sich meinen Lebensauffassungen anzupassen. Aber diese Klugheit würde ein wenig nach Feigheit schmecken. Nun, ganz gleich. Ich bin fertig mit der Geschichte. Laß uns jetzt von dir sprechen, Liesi! Also beichte, Kleine!“

„Ich hätte nur zu gerne gewußt,“ sagte Lieselotte, „wer derjenige ist, der dich verschmäht hat. Hast du mir absichtlich seinen Namen nicht genannt?“

„Durchaus nicht, nur erschien es mir überflüssig. Wenn du es aber wissen möchtest, Seine Hoheit der Erbprinz Günter von Geroldingen geruhten, mit einem Korb zu geben. Bei Bürgerlichen kommt so etwas nur in umgekehrter Weise vor, wir Fürstentöchter aber müssen auch in dieser Hinsicht eine Sonderstellung einnehmen. Ja, ich kann dir sogar das Bild des mit bestimmt Gewesenen zeigen; hier, schau ihn dir an. Er sieht so aus, als wüßte er genau, was er will. Nämlich alles, nur mich nicht.“

Und sie entnahm dem Portefeuille eine Kabinettphotographie und reichte sie lächelnd Lieselotte.

Da schritt ein gellender Schrei durch das Gemach, und Lieselotte, die ihn ausgestoßen, ließ das Bild fallen, schnellte von ihrem Stuhle auf und stand zitternd und bebend, bleich wie ein Marmorbildnis da. Adelaide blickte sie wie entgeistert an.

Dann aber sprang sie auch auf, eilte zu ihr hin, legte einen Arm um ihre Taille und rief: „Was ist dir, Liesi? Was hast du? Um Gottes willen, so rede doch!“

Aber Lieselotte schüttelte nur langsam den Kopf, und dann fiel sie auf ihren Stuhl zurück und starrte auf das Bild, das auf dem Fußboden lag.

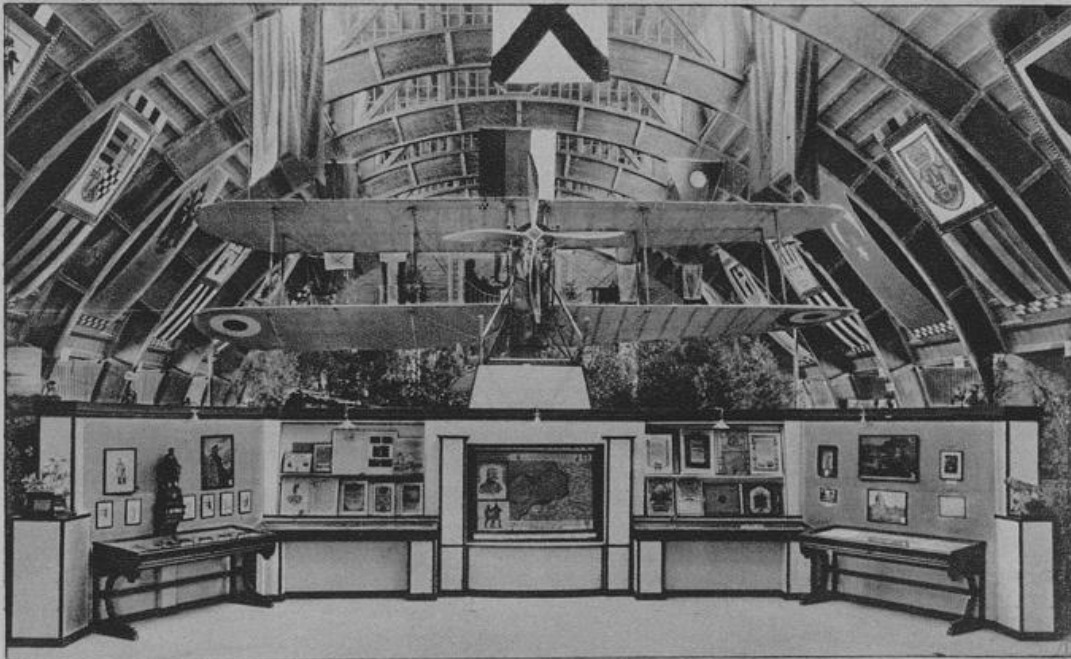
Adelaide hob es auf und sagte noch einmal: „Lieselotte, was hast du?“ Und nun lösten sich langsam und schwer die Worte von den Lippen des jungen Mädchens; während sie auf das Bild Günters zeigte: „Aber den da wollte ich mit dir sprechen, Abi! — Ich liebe ihn!“ Jetzt war Adelaide überrascht bis zur Sprachlosigkeit.

Und eine lange, lange Zeit schwebte darauf ein bedrückendes Schweigen zwischen den beiden Freundinnen, und man hörte nichts als ihr heißes Atmen.

Endlich aber sprach Adelaide, um den Bann zu brechen, der auf ihnen lastete: „Nun ist es mir verständlich, warum er mich verschmäht hat. Er liebt dich! Arme Liesi! Du wußtest nicht, daß er ein Prinz ist?“

„Ich fragte nicht, was er ist. Ich begehrte es auch gar nicht zu wissen, wir sahen uns in die Augen und wußten, daß wir uns lieben. Das war löstlicher als alles Fragen und Sprechen. Und mir ist es jetzt, als hätte ich schon einmal gedacht, daß er ein Königssohn sein müsse. Droben auf den Bergen bei Matrei, als ich ihn zum ersten Male gesehen habe.“

Sie sprach mit leiser, eintöniger Stimme, ganz verträumt und verfallen, und aus ihren Augen, die im fieberhaften Glanze leuchteten, kamen Blicke, die in weite Fernen zu eilen schienen.



Die Hindenburg-Abteilung der Kriegsausstellung in Hannover.

Die Hindenburg-Abteilung der hannoverschen Kriegsausstellung enthält lediglich Gegenstände, die im Privatbesitz des Generalfeldmarschalls sind. In der Mitte der Ausstellung befindet sich eine Landkarte, die nur in diesem einen Exemplar vorhanden und in Wirklichkeit ein von den Einwohnern der Stadt Konia in Kleinasien handgeknüpfter Wandteppich ist, auf dem sich die Karte von Ostpreußen nebst einer Widmung an den Befreier Ostpreußens, das Bildnis Hindenburgs und zweier Soldaten seines 147. Regiments befinden. Am äußersten Ende des Bildes steht man auf Postamenten eine Elchgruppe, ein Geschenk des Gardevereins. Im Hintergrunde, rechts und links von den Teppichen, sind die Ehrenbürgerriefe, Doktordiplome und kunstvoll ausgeführte Ehrenmitgliedskarten für den Generalfeldmarschall ausgestellt. Die Bilder an der Wand der Koje sind zum Teil die Originalentwürfe zu bekannten großen Gemälden, welche die Künstler an Ort und Stelle mit den einfachsten Mitteln aufgenommen haben. In den Glasfäßen befinden sich mehrere Ehrensäbel, darunter ein bereits aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammender türkischer Säbel, den zuletzt der türkische General Derwisch Pascha, bekannt aus dem russisch-türkischen Kriege, getragen hat. Hier sind auch Kleinigkeiten aus dem Familienbesitz der Familie von Hindenburg untergebracht; darunter eine Bibel mit eigenhändiger Inschrift des Feldmarschalls über ihre Herkunft, sowie merkwürdige Gematsplitter, welche der Feldmarschall auf dem Schlachtfelde in Tannenberg bei dessen Besichtigung selbst gesammelt hat. Man findet auch die Hand des Feldmarschalls, wie sie den Feldmarschallsstab umspannt, in Originalgröße in Bronze, und andere Gegenstände der Erinnerung oder aus dem Besitze von Hindenburgs.

„Noch nie war mir die Sonne so hell, der Himmel so blau, die Erde so schön erschienen,“ fuhr sie fort, „als an diesem Tage. Ein neues, ungeahntes Glückempfinden besetzte mich, und mir war es, als wäre ich von neuem auf die Welt gekommen, als hätte ich bis dahin überhaupt nicht gelebt. Und dann zogen die vielen düsteren Tage herauf und die bangen Nächte, in denen ich so sehnsüchtig nach ihm verlangte, in denen ich das Schicksal anlagte, daß es mich ihn hatte finden und doch wieder verlieren lassen. Drei Jahre wartete ich, und als er nicht kam, gab ich dem Drängen meiner Eltern nach und verlobte mich mit Walter Beerenzen. Und gestern trat er plötzlich vor mich hin. Und so, als hätte sie ein Blitz entzündet, flammte meine Liebe von neuem auf, verzehrend und begehrend, und ich las in seinen Augen, daß die seine weitergeglüht hatte in seinem Herzen, und daß er auch mich gesucht hatte, rastlos und voll heißer Sehnsucht.“

Aber nun ist mein Glückstraum ausgeträumt. Ich bin erwacht und muß entsagen.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und begann bitterlich zu weinen. Abelaide streichelte zärtlich und milde ihren Scheitel.

„Entsagen,“ flüsterte sie, „entsagen? Du hast noch lange nicht das Recht auf Glück verwirkt, weil du dich mit Walter Beerenzen verlobtest. Ein Verlöbniß kann jederzeit gelöst werden.“

Lieselotte trodnete die Tränen und sah Abelaide an.

„Du Gute,“ rief sie, „du zürnst mir nicht?“

„Zürnen, Liesi? — Warum sollte ich dir denn zürnen?“

„Weil ich ihn liebe, ihn, der dir das Leid angetan!“

„Aber, Kind, das wußtest du doch nicht. Du kanntest ja nicht einmal seinen richtigen Namen. Er hat ganz recht gehabt, mich auszufragen, nachdem er dein Bild im Herzen trug. Es war sogar seine Pflicht.“

„Nicht wahr, Abi, es war seine Pflicht. Und die Pflicht geht ihm ja über alles. — Auch über das Fühlen.“

„Was schwähest du denn da zusammen, Liesi? Ich verstehe dich nicht.“

„Das glaube ich, Abi; nein, du kannst mich auch nicht verstehen. Weißt du, mir dreht sich alles im Kopfe herum; ich glaube, ich werde wahnsinnig.“

„Aber Liesel! Beruhige dich doch! Du hast ja gar keinen Grund, so aufgeregert zu sein.“

„Ja, begreiffst du es denn nicht, Abi, willst du es denn nicht einsehen, daß nun alles aus ist?“

„Nein, das begreife ich wirklich nicht.“

„Er — der Erbprinz von Geroldingen und ich, wir können uns ja nie angehören.“

„Ach so! Jetzt sehe ich erst, was du meinst. Nun, meine liebe kleine Liesi, wenn er dich wirklich liebt, dann entsagt er allem und heiratet dich doch. Das habe ich als selbstverständlich angenommen.“

„Du irrst dich aber, Abi, denn er stellt die Pflicht über das Fühlen, wie ich schon einmal sagte.“

„Woher weißt du denn das?“

„Aus seinem eigenen Munde!“

„Ach, wer weiß, in welchem Zusammenhange er das gesagt hat, und du beziehst es gewiß ganz mit Unrecht auf dich und auf eure Liebe.“

Lieselotte schüttelte den Kopf, und Abelaide fuhr fort: „Einen bessern Prüffstein für seine Liebe gibt es ja gar nicht als den, zu sehen, ob er imstande ist, auf Rang und Würden zu verzichten, um dich heimzuführen. Wenn er das tut, dann hast du den Beweis dafür, daß sein Wort vom Fühlen und von der Pflicht nicht ernst oder ganz anders gemeint war.“

„Und Beerenzen,“ fragte Lieselotte plötzlich und ganz unvermittelt, „was soll ich denn dem sagen?“

„Die Wahrheit natürlich.“

(Fortsetzung folgt.)



Eisgang auf dem Rhein bei Köln.

Phot. W. Matthäus.